

Zahlenwahn oder Textliebe? Digitale Philologie als Disziplin und als Weltanschauung

Anne Baillot

► **To cite this version:**

Anne Baillot. Zahlenwahn oder Textliebe? Digitale Philologie als Disziplin und als Weltanschauung. Machines / Maschinen Les 50 ans de l'AGES, Jun 2017, Nantes, France. 2017, <<http://www.crimi.univ-nantes.fr/50e-congres-de-l-association-des-germanistes-de-l-enseignement-superieur-ages-machines-maschinen-1452113.kjsp>>. <halshs-01562486>

HAL Id: halshs-01562486

<https://halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-01562486>

Submitted on 14 Jul 2017

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.





Zahlenwahn oder Textliebe? Digitale Philologie als Disziplin und als Weltanschauung

Anne Baillot

Congrès de l'AGES, 9 juin 2017

Ich möchte meinen Vortrag beginnen, indem ich Fragen aufliste, die mir in den letzten Wochen in unterschiedlichen Kontexten gestellt wurden.

- Was ist der Mehrwert einer digitalen Edition eines Textes, wenn eine Printedition bereits vorhanden ist?
- Sind wir denn wirklich so weit, dass ein Tweet eine Veröffentlichung ist?
- Wie, mit welchem technischen Aufwand lässt sich unseren Studierenden vermitteln, wie man mit digitalen Texten umgeht?

Zu diesen Fragen füge ich noch eine Behauptung hinzu, die ich vor einigen Jahren öfter gehört habe – heute dankenswerterweise weniger:

- Mir reicht ein Scan des Buches, damit kann ich alles nötige machen.

All diese Aussagen sind Ausdruck einer Konfusion, einer Unkenntnis der digitalen Philologie und ihrer Bedeutung für Forschung und Lehre. Der digitalen Textarbeit wird meist vorgeworfen, eine Hinzufügung textueller Kleinode zu großen Forschungszusammenhängen zu sein und damit in den Mühlen der Statistik unterzugehen. Wer Distant Reading betreibt, will gar nicht mehr lesen, sondern nur noch rechnen. Für die digitale Repräsentation des Textes wird das einmalige visuelle Abbild einer Seite eines Textexemplars gehalten. Mit Google und Algorithmen an der Macht ist der Kampf bereits verloren. Heute möchte ich Ihnen zeigen, dass wir uns bei Weitem nicht in einer Situation befinden, wo alles schon durch- und abgespielt ist, sondern vielmehr in einer Situation, in der wir einen wissenschaftlichen Schaffensraum gestalten können – und sollen. Die genannten Einstellungen sind Ihnen bestimmt nicht fremd. Sie stellen jedoch eine reduzierte Sicht auf die digitale philologische Tätigkeit dar.

Im ersten Teil meines Vortrags möchte ich Ihnen ein Gefühl dafür vermitteln, welche Tätigkeitsbereiche die digitale Philologie einschließt und welche hermeneutischen Spielräume dabei gegeben sind. Dieser erste, längere Teil ist so gegliedert, dass wir uns gemeinsam ein Beispiel erarbeiten werden, das mit der Suche nach einem Buchscan beginnt und bei der Vernetzung von Daten endet. Im zweiten, kürzeren Schlussteil des Vortrags geht es darum, wie diese Form von Philologie institutionell verankert und praktiziert werden kann, sowohl im Sinne des institutionellen Rahmens, den wir dafür brauchen, als auch mit Blick auf die neuen Formate, die wir in Lehre und Weiterbildung dafür implementieren müssen.



1. Vom Buchscan zu vernetzten Daten

Nehmen wir an, es wäre eigentlich schon gar nicht schlecht, im Internet an die Bücher heranzukommen, die man als französischer Germanist sonst nur in einer deutschen Bibliothek gefunden und eifrigst kopiert hätte, um dann in Bergen von Ordnern mit Kopien der wertvollen Bücher zu ertrinken. Nehmen wir an, dieses Internet wäre schon eine Ressource, ohne die wir in Forschung und Lehre nicht mehr so recht auskommen würden, bei den Bild- und Textressourcen, die man dort finden würde. Nehmen wir an, wir wären schon dankbar für die gesparten Mühen bei der Literaturversorgung, auch wenn nicht immer das online zu finden wäre, was man so bräuchte, aber nun ja, wer hat schon darauf Einfluss – aber zu diesem Punkt mehr im zweiten Teil.

Wir würden uns auf die Suche nach einer online-Edition eines Buches machen. Schon allein die Googleuche ergibt meist den einen oder anderen Treffer. Ich nehme als Beispiel Chamissos *Peter Schlehmihl*. Wir finden eine Textversion bei Projekt Gutenberg und eine Scanversion bei zeno.org. In beiden Fällen stellt sich die Frage, wie zuverlässig die Textquelle ist und wie sie zu zitieren ist. Denn keins von beiden ist eine wissenschaftliche digitale Edition. Der Scan der Reclam-Ausgabe ist aus vielerlei Gründen problematisch. Zum einen ist die Rechtslage alles andere als klar. Zum anderen ist es ein gutes Beispiel für das Niveau zéro des digitalen Textes. An dieser Stelle lohnt es sich, einen kleinen Umweg über das pdf-Format, seine Vor- und Nachteile zu machen.

Das pdf-Format hat viele Vorteile, die aus dem Text ein gutes Kommunikationsformat machen. Es ist stabil, man ringt nicht wie bei Word mit Versionsproblemen, es lässt sich im Großen und Ganzen ziemlich gut mit jeder geeigneten Software öffnen bzw. oberflächlich durch Annotation, Schneiden und Hinzufügen, bearbeiten. Jedoch ist ein pdf kein gutes Archivierungsformat (die dort komprimierten Informationen werden irgendwann nicht mehr lesbar sein) und es ist vor allen Dingen kein Textformat. Der Grund, warum Sie ein pdf ergooglen können, ist nicht vorrangig, weil der Inhalt des Textes lesbar ist, sondern weil diesem Bild – ein pdf ist ein Bild – Metadaten zugeordnet wurden, d.h. bibliographische Informationen, die den Text durch eine Suchmaschine überhaupt auffindbar machen. Bei der Konzeption von Metadaten ist es durchaus möglich, Suchalgorithmen zu lenken und zu trainieren. Der erste Schritt in der Arbeit des digitalen Philologen ist also die Arbeit an den Metadaten. Und hier haben wir es mit einem ersten Kulturkonflikt zu tun, denn Wissenschaftler_innen haben es in der Regel nie so recht als ihre Aufgabe betrachtet, sich mit Metadaten oder sonstige Informationen im Zusammenhang mit der Beschreibung eines Textes auseinanderzusetzen. Es ist Aufgabe der Bibliothekare und Archivare gewesen. In der digitalen Arbeitsweise ist diese Trennung nicht mehr haltbar, wenn wir nicht wollen, dass Google für uns entscheidet, was wir online finden, d.h. letztendlich welche Texte die Student_innen von morgen überhaupt lesen werden.

Nehmen wir jetzt an, wir seien mit dem Scan eines Buches ausgestattet, der mit ausreichend guten Metadaten versehen ist, um in einer zuverlässigen Datenbank wie dem Zentralen Verzeichnis digitalisierter Drucke - ZVDD gefunden zu werden. Was wir zusätzlich brauchen, um damit arbeiten zu können, sind Angaben über die Zitierweise und die Nachnutzungsbedingungen. Was die Zitierweise im Allgemeinen angeht, haben wir im



Moment ein großes Problem: Es gibt keine verbindliche Art und Weise eine Online-Quelle zu zitieren. Wir sind immer noch im Seitenformat gefangen und werden panisch, wenn keine Seitenzahl angegeben werden kann. Um eine zuverlässige Internetquelle zu zitieren, sind aber nur 2 Sachen notwendig: eine stabile URL (als am zuverlässigsten gelten momentan DOIs) und Angaben zur Autorschaft.

Digitale Autorschaft kann u.U. komplizierter klingen als es analoge Autorschaft ist. Faktisch läuft es auf das Gleiche hinaus, nur transparenter. Im digitalen Bereich werden in der Regel alle Rollen anerkannt und benannt, die an der Herstellung eines digital zuverlässigen Textes beteiligt waren: Bearbeiter, Kommentator, Webdesigner, Hersteller des Skriptes, ja gar Einrichtung, die das Geld für die Realisierung der Edition bereitgestellt hat. In Printeditionen spielen der Autor und der Herausgeber im Vergleich zur Verlagsarbeit eine prominentere Rolle; auch die Mitarbeiter_innen erscheinen mitunter nicht einzeln namentlich auf einem Buchdeckel. Digitale Autorschaft bietet die Möglichkeit – und erfordert es gewissermaßen auch – alle Beteiligten in ihren jeweiligen Funktionen zu berücksichtigen. So wird Textproduktion in ihrer Grundanlage als das anerkannt, was sie immer war, nämlich Gemeinschaftsarbeit. Und Autorschaft ist weniger Autorschaft als Attribution, Zuordnung eines Beitrags. Eine digitale wissenschaftliche Quelle kann man in der Regel nicht zuletzt daran erkennen, dass sie Angaben darüber beinhaltet, wie sie zitiert werden soll und wie die unterschiedlichen Beitragenden dabei berücksichtigt werden sollen.

Nun haben wir unseren Scan, wissen, wie wir ihn finden, wie wir ihn zitieren. Überhaupt in Erfahrung zu bringen, wie man eine digitale Textquelle weaternutzen darf, ist in der Regel ein gutes Kriterium, das über die Wissenschaftlichkeit digitaler Texte Auskunft geben kann. Denn einem wissenschaftlich zuverlässigen Text wird grundsätzlich eine Lizenz zugeordnet, die über die Weaternutzungsbedingungen informiert. Auf die unterschiedlichen Lizenzen und ihren Einfluss auf Forschung und Lehre komme ich im zweiten Teil wieder zurück.

Wir haben den Scan, wissen, wie wir ihn zitieren müssen und wissen, dass wir ihn zu Forschungszwecken weaternutzen dürfen. Jetzt kann es mit der inhaltlichen Arbeit losgehen. Die meisten von Ihnen kennen bestimmt das Grundprinzip der OCR-Verfahren. Ein Bild eines Textes – unser Scan – wird in eine Software eingespeist, die sich bemüht, die Buchstaben zu erkennen. Schlecht gedruckte Fraktur wird weniger gut entziffert als regelmäßige, moderne lateinische Druckbuchstaben. Unter den Textelementen, die von OCR-Verfahren nicht so gut erkannt werden, sind für uns relevant: Fußnoten, Spalten, gemischte Schriftarten, unregelmäßige Zeilen feucht gewordener alter Drucke, und natürlich Handschriftliches, wobei dies ein Bereich ist, in dem in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht wurden und wo in den kommenden Jahren auch große Fortschritte zu erwarten sind. Aber auch im Optimalfall ist das Ergebnis eines OCR-Verfahrens nie 100 % zuverlässig. Da ist manuelle Nachbearbeitung auf jeden Fall notwendig, um eine Textgrundlage zu erstellen. Das ist ein Bereich, in dem sich die Frage immer wieder stellt, inwiefern es sich überhaupt lohnt, ein Bild durch ein OCR erkennen zu lassen anstatt alles von vornherein selbst per Hand zu erfassen. Das zuverlässigste Verfahren im Moment in diesem Bereich ist das sogenannte Double-Keying: Ein Digitalisat wird von 2 unterschiedlichen Personen abgetippt und diese 2 Varianten werden



miteinander verglichen. Die meisten Vorhaben, die auf diese Art und Weise große Textmengen bereitstellen, u.a. das Deutsche Textarchiv, weisen darauf hin, dass es für eine solche Aufgabe besser scheint, wenn die Abtippenden die abgetippte Sprache gar nicht kennen. So ist die Versuchung kleiner, als Bearbeiter unbewusst in den Text einzugreifen.

Jetzt nehmen wir an, wir haben unseren Scan in eine saubere Textform überführt. Diese Textform soll bearbeitbar sein, nicht nur jetzt, sondern auch späterhin. Das ist mit Microsoft Word nicht zu gewährleisten. Was man dafür braucht, ist ein digitales Format, das durch alle Browserupdates, Windows-Updates, Formatwechsel, etc. stabil bleibt. Sie können natürlich sagen, es ist Ihnen egal, wie und bis wann Ihr Text digital verwendet werden kann. Sie können sich für ein Format entscheiden, das schnell etwas Schönes herzaubern lässt, aber in drei Jahren nicht mehr nutzbar ist. Ich gehe allerdings davon aus, dass jeder Philologe die eigene Arbeit als einen nachhaltigen Beitrag ansieht und in diesem Sinne arbeiten möchte.

Es trifft sich also ziemlich gut, dass eine wissenschaftliche Gemeinschaft existiert, die seit 25 Jahren genau daraufhin arbeitet: die Schaffung eines digitalen Standards, der es ermöglicht, Textphänomene jeder Art historisch, kritisch, linguistisch, soziolinguistisch, etc. zu erfassen. Diese Gemeinschaft hat eine Reihe von Regeln erarbeitet, damit Alle textuelle Phänomene gleich erfassen, und das in einem Format, das nach 10, 20, 50 Jahren von Computern immer noch erkannt werden kann. Es ist, wenn Sie wollen, die Grundlage für ein Äquivalent der Regeln zur Erstellung einer historisch-kritischen Edition, aber im digitalen Bereich. Und es ist deswegen wichtig, weil wir 1) bei der Gestaltung dieses Regelwerks als Philologen gefragt sind, unsere Erfahrung einzubringen; und 2) dies wiederum unsere beste Chance ist, gegen die bösen Algorithmen geschlossen Front zu machen und unsere wissenschaftlichen Qualitätsstandards durchzusetzen.

Ich kann an dieser Stelle keine komplette Einführung in XML/TEI anbieten – ein anderes Mal sehr gerne –, möchte Ihnen aber ein Gefühl dafür vermitteln, worin diese Textarbeit besteht. Die Kodiersprache, in der gute wissenschaftliche Editionen verfasst werden, heißt XML. XML wird nicht online angezeigt, sondern es muss durch sogenannte Skripte in html umgewandelt werden, um im Browser zu erscheinen. Diese Skripte sind es, die aktuell gehalten werden, damit die Anzeige nach den diversen Updates immer noch funktioniert. Das grundlegende XML wird aber immer vom Computer gelesen werden können, auch wenn die Anzeige nicht funktioniert. Wenn Sie eine XML-Datei auf bestimmte Fragen hin untersuchen möchten, wird es immer möglich sein. Und der Vorteil von XML ist, dass es nicht nur maschinen-, sondern auch menschenlesbar ist. Hat man sich einmal an die spitzen Klammern gewohnt, was wirklich kein Hexenwerk ist, arbeitet man mit einer XML-Datei wie mit einer Worddatei.

XML ist ein Format, das angepasst werden kann; es gibt nur eine Struktur vor. Die Text Encoding Initiative hat für XML textspezifische Richtlinien entwickelt – bzw. entwickelt sie immer noch –, die es möglich machen, zum einen formale Elemente und zum anderen inhaltliche Elemente auszuzeichnen, die darüber hinaus beide sehr gut in Verbindung mit einander gebracht werden können. Es sind im Grunde genommen für den Bereich literarischer und historische Texte Elemente, die wir in einer Printedition auch haben wollen würden: Ausgezeichnet werden Streichungen, Hinzufügungen, Kontextinformationen, Verweis auf andere Textstellen, die einen Zusammenhang aufweisen,... Im Grunde genommen haben Sie



die Möglichkeit, auf diese Art und Weise die Vorteile einer historisch-kritischen Edition und die einer Faksimile-Edition zusammenzuführen.

[Beispiel Sandmann: Kodierungsbeispiele, Ankerbeispiele, Zusammenhang mit anderen Texten der Edition]

Für jedes zu edierende Dokument öffnen Sie also eine XML/TEI-Datei anstatt wie üblich eine Worddatei. In einer TEI-Datei finden Sie sowohl die Erschließungsarbeit wiedergegeben als auch die Transkriptions-, die Annotations- und die Kommentierungsarbeit. Eine TEI-Datei ist darüber hinaus versioniert, d.h. es werden immer wieder neue, bessere Versionen erstellt, wobei alle Änderungen nachvollziehbar sind, da sie datiert und mit Angabe der Änderungen versehen sind [Beispiel revisionDesc].

Eine zentrale Aufgabe einer derartigen Textaufbereitung besteht in der Anpassung der Richtlinien der TEI an die eigenen editorischen und wissenschaftlichen Zwecke. Genauso wie es im Print möglich ist, Editionen unterschiedlich zu konzipieren und dabei andere Akzente in der Textaufbereitung zu setzen, ist dies im Digitalen auch möglich. Unter den vielfältigen Auszeichnungsmöglichkeiten suchen sich Editor_innen diejenigen aus, die zu ihren Bedürfnissen am ehesten passen. Diese Suche nach den passenden Auszeichnungskategorien heißt im digitalen Jargon Datenmodellierung. Sie kann zu unterschiedlichen Repräsentationen des Textes führen. Die html-Anzeige im Webbrowser ist nur eine davon. So ist es durchaus möglich, auf der Grundlage einer XML/TEI-Datei auch ein pdf zu generieren und somit eine Printedition. Es arbeiten im Übrigen immer mehr Verlage im XML/TEI-Format als einem Editionsformat, auf der Grundlage dessen ganz traditionelle Sammelbände hergestellt werden. Damit meine ich, dass die TEI von der Menge der Nutzer_innen her kein Nischenformat ist und sich in anderen Zusammenhängen zu bewährt hat.

Warum lege ich heute – wie viele anderen digitalen Philologen auch – so viel Wert auf Edition und Auszeichnung? Weil – und das ist mit Blick auf die analoge Philologie deutscher Ausprägung ein strittiger Punkt – das Grundmotto in der digitalen Textarbeit ist, dass mit der Umsetzung dieser Auszeichnungskategorien auch hermeneutische Entscheidungen zusammenhängen und dass ein nicht unwesentlicher Teil der Interpretationsarbeit dann erfolgt, wenn diese Kategorien festgelegt werden. [Beispiel der Hände]

Hinzu kommt zudem, dass die TEI-Richtlinien weder perfekt noch vollständig sind. Für bestimmte Textphänomene bieten sich unterschiedliche Auszeichnungsmöglichkeiten an, für andere noch keine. Die Fachgemeinschaft, die dahintersteht, ist um eine sinnvolle Erweiterung bemüht. Vorschläge können eingebracht werden, um Lücken zu füllen. So wurde in den letzten Jahren das Modul zur Auszeichnung von Korrespondenzen entwickelt, correspDesc (Correspondence Description), das es möglich macht, alle in XML/TEI ausgezeichneten – man sagt: kodierten – Korrespondenzen mit einander zu verbinden, zu vernetzen.

Denn mit der gemeinsamen TEI-Grundlage sind Texte in der Form ihres Quellcodes unter einander vernetzbar, was ein zentraler Mehrwert der digitalen Philologie ist. Das Stichwort, „Interoperabilität“, weist auf Datenmodelle hin, die computergestützt mit einander in Verbindung gebracht werden. Es können beispielsweise Zeiträume sein, in denen Korrespondenzen zusammenfallen, die automatisch erkannt werden und auf einander



verweisen; es können bibliographische Hinweise sein, die direkt in die (virtuelle) Bibliothek des Autors führen; es können Verweise eines Schülers auf das Werk seines Lehrers sein; es können alle möglichen intertextuellen Bezüge sein. Das Verbindungspotential ist das, wodurch digitale Philologie eine maßgebliche Erweiterung leistet.

Die Möglichkeit, solche Beziehungen herzustellen, hängt vom Datenmodell ab. Digitale Philologie betreibt man nicht für sich allein, sondern man schließt sich kurz, man guckt sich ab, was bei anderen gut funktioniert, und so etabliert sich die gute wissenschaftliche Praxis, indem jeder auf die Ergebnisse der anderen aufbaut. In Vielem hat es etwas von einem aufklärerischen Ideal, das sich heute noch in einem gewissen geschützten wissenschaftlichen Raum wiederfindet: Es sind nicht viele, die so arbeiten. Man kennt sich, man schätzt sich, man bemüht sich, Redundanzen und Konkurrenz zu vermeiden. Das wird sich beim heutigen Konkurrenzdrang in der Wissenschaft sicherlich ändern.

Um diesen ersten Teil abzuschließen, möchte ich noch ein Wort darüber sagen, wann die Zahlen ins Spiel kommen. Eigentlich geht es mir und vielen anderen digital Arbeitenden so gut wie nicht um Zahlen, sondern um Texte. Soviel müsste klargeworden sein: Das Rechnen kommt ganz am Ende einer Textaufbereitungskette, die nicht ignoriert werden darf und die sich selbst wissenschaftliche Kontrollmechanismen gebaut hat bzw. derzeit noch baut. Insofern kann nicht jeder behaupten, der einen Algorithmus über googlebooks-Texte laufen lässt, er würde die digitale Philologie in ihrer ganzen Breite vertreten. Die algorithmische Auswertung ist nur ein Teil der digitalen Arbeit am Text und ihre Gültigkeit hängt in großem Maße davon ab, wie die ihr zugrundeliegende wissenschaftliche Textqualität ausfällt: die Erschließung, die Transkription, die Auszeichnung, das Datenmodell, die Archivierung, die Vernetzung. [Beispiel MA David]. Gut funktionierende, etablierte Verfahren aus diesem Bereich werden genau jetzt mit TXM einerseits und den Grundmethoden der Korpuslinguistik andererseits im Parallelworkshop vorgestellt.

Damit will ich Sie allerdings nicht wegscheuchen, sondern in aller Deutlichkeit sagen, dass es eine digitale Philologie gibt, die sich sehr wohl mit den Algorithmen verträgt und die noch lange nichts mit Big Data zu tun hat, sondern, wie mein geschätzter Kollege Christof Schöch in einem vielzitierten Artikel einmal schrieb, mit Smart Data.

2. Wie und wozu?

Was ich im ersten Teil zeigen wollte, war einerseits der Umfang des Aufgabenbereichs der digitalen Philologie, andererseits die methodischen und wissenschaftlichen Überlappungen mit der traditionellen Philologie zusammen mit dem Erweiterungs- bzw. Bereicherungspotential, das das Digitale mitbringt. Diese Kontinuitäten systematisch zu unterminieren wird den Geisteswissenschaften nicht helfen, damit umzugehen und die Studierenden auf die Wirklichkeit des Internets vorbereiten, mit dem sie leben, forschen und arbeiten müssen. Aber nur auf die Kontinuitäten zu pochen wäre wiederum realitätsfern. In diesem kurzen, zweiten Teil, möchte ich versuchen, die Herausforderungen konkret zu benennen, die für uns als germanistische Gemeinschaft damit zusammenhängen: sowohl für die Forschung als auch für die Lehre.



Die Fragen, die Sie sich jetzt wahrscheinlich stellen, sind nicht mehr die vom Anfang meines Vortrags, sondern eher: Wer macht schon sowas? Sollen wir jetzt alle zu Geeks werden? Wie wird diese Art von Arbeit und von wem evaluiert? Wer bringt den Studierenden, den Kolleg_innen, dieses Know-How bei? Was hätte die französische Germanistik davon, sich dieser Herausforderung mit voller Energie zu stellen?

- 1) Evaluation. Faktisch sind nicht nur voll ausgearbeitete TEI-konforme Editionen das, was in den Evaluationszyklus einfließt. Das habe ich hier nicht länger ausgeführt, weil es im Wesentlichen mehr mit dem akademischen System insgesamt als mit digitaler Philologie im Speziellen zu tun hat. Es entstehen durch die Massen an Publikationen, kombiniert mit der digitalen Aufbereitung unterschiedlicher Textformate neue Anforderungen an die Evaluationsmechanismen. Ohne en détail darauf einzugehen, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Anforderungen von Open Access und Datentransparenz für die wissenschaftliche Gemeinschaft eine einmalige Chance sind, ihre eigenen wissenschaftlichen Kriterien in aller Deutlichkeit zu formulieren und ihre eigenen Regulationsmechanismen in die Hand zu nehmen, so wie es die Mathematikergemeinschaft vor einigen Jahrzehnten erfolgreich getan hat. Es ist eine Hürde, aber wer in diesem Raum erstickt nicht unter der Last der (teilweise sinnlosen) Evaluationen?
- 2) Zugang. An dieser Stelle ist es durchaus sinnvoll, sich mit Forschungsinfrastrukturen bzw. mit Forschungsorganismen zusammenzuschließen. Die sehr heikle Frage der Weiternutzung von Bild- oder Textmaterial für Forschung und Lehre wird auch in diesen Evaluationszyklus einfließen. Über die Einschränkungen im Text- und Data-Mining in der französischen Loi Numérique werden wir über kurz oder lang stolpern. Diese Fragen sind aus meiner Sicht nicht auf nationaler, sondern auf europäischer Ebene anzugehen. So arbeite ich momentan zusammen mit Europeana an der Entwicklung einer Lizenz für die Weiternutzung von Kulturerbematerial zu wissenschaftlichen Zwecken. So etwas brauchen wir dringend für Lehre und Forschung.
- 3) Lehrformate. In einer idealen Welt bräuchten wir zum jetzigen Zeitpunkt, um die digitale Kompetenz auf das Niveau zu heben, dass nicht reine Technik im Mittelpunkt steht, in Worten der Kompetenzbildung dreierlei. Erstens, in vorhandene Curricula einbettbare Module, die von der Lehrmaterie ausgehen, um dort die digitalen Zugangsweisen und die damit zusammenhängenden Horizontöffnungen einzubinden. Zweitens brauchen wir transversale Lehreinheiten, die für alle gleichermaßen offen sind: Sommerschulen, Ausbildungswochen mit disziplinären Schwerpunkten, die vom Master bis hin zum Professor besucht werden können. Ausgerechnet im deutsch-französischen Bereich bewegt sich da viel: Das Angebot ist vorhanden, es müssen nur noch Verbindungen hergestellt werden. Das BMBF, das MENSUR, die UFA stellen Gelder bereit. Drittens ist eine Öffnung zu interdisziplinären Lehrangeboten, die zusammen mit Informationswissenschaftler_innen konzipiert werden, aus meiner Sicht der beste Weg, um den Lehrkörper schnellstmöglich in diesen Sachen zu einer gewissen Eigenständigkeit zuführen. Die Frage der Vermittlung digitaler Kompetenzen, nicht

zuletzt als Grundlage für den wissenschaftlichen Nachwuchs, betrifft uns alle und nicht nur eine Handvoll technikaffiner Menschen.

- 4) Damit zusammen hängt die Frage nach der Positionierung gegenüber der deutschen Germanistik, und hier spreche ich eher als Vorstandmitglied des Verbandes Digital Humanities im deutschsprachigen Raum. Im deutschsprachigen Raum vervielfachen sich seit mehreren Jahren Digital Humanities-Curricula, neuerdings auch auf B.A.-Ebene, sowie Digital Humanities-Lehrstühle. Langsam fängt auf diesen Lehrstühlen der Generationswechsel, den es in den letzten 5 Jahren nicht gab, an. Die Frage, was so ein Lehrstuhl in Worten des Kompetenzbereichs umfasst, variiert stark und war bislang noch sehr techniklastig: Das ändert sich langsam. Die Frage, welche Disziplinen besonders Digital Humanities-affin sind, fällt nicht unbedingt zugunsten aller in der französischen Germanistik vertretenen Schwerpunkte aus: In der Sprachwissenschaft ist die Brücke längst geschlagen, auch in der älteren deutschen Literatur, aber die neuere deutsche Literatur und die Geschichtswissenschaft zeigen eine gewisse kulturelle Resistenz. Was man als Schwierigkeit sehen könnte, könnte man genauso gut in einen Vorteil umwandeln. Die jetzige Schaltstelle, an der sich sowohl die NdL als auch die Geschichte befinden, lässt offene Räume zu. Gemeinsame Editionen könnten konzipiert werden, und damit vielleicht auch in der deutsch-französischen Zusammenarbeit neue Akzente gesetzt werden. Auch da gilt: Wir haben Spielraum, er soll nur bespielt werden – und das geht am besten koordiniert statt in Konkurrenz.
- 5) Für die Zukunft: Wenn ich an die Philologen von morgen denke, sehe ich unglaublich kompetente Leute, mit Liebe zum Text auf allen Ebenen, von der Handschrift bis hin zum Quellcode. Einige kenne ich ja, sie promovieren jetzt oder sind junge Postdoks. Alle Probleme des wissenschaftlichen Systems werden wir nicht per Fingerzeig für sie lösen. Aber diesen jungen Leuten die Leitung und die Vision an die Hand zu geben, die sie brauchen, um ihre philologische Leistung zu entfalten, das ist eine Aufgabe, der wir uns stellen müssen. Denn sie werden Großes leisten, und das ist die Zukunft.